

Jüdische Kommentare zur «Judenerklärung» des Konzils

«Möge Der, welcher unsere Väter Abraham, Isaak und Jakob, Moses und Aaron, David und Salomo, Israels Propheten und alle Gerechten auf der Welt gesegnet hat, den Papst segnen und allen Werken seiner Hände Segen und Gedeihen schenken.»

Dieses Sabbathgebet verrichtete im 15. Jahrhundert eine jüdische Gemeinde in Südfrankreich für den Papst ihrer Tage. Zur Zeit der Konzilsöffnung wurde es von Rabbi Tanenbaum bekanntgemacht und für Papst Johannes gebetet. Die Veröffentlichung dieses Gebetes war zugleich ein Zeugnis der Liebe zu diesem Papst und ein Ausdruck der jüdischen Hoffnungen.¹

Bejahung und Hoffnung

Rabbi Tanenbaum ist Leiter der Abteilung für interkonfessionelle Angelegenheiten im American Jewish Committee. Er arbeitet eng mit einer anderen jüdischen Organisation zusammen, der Liga des B'nai B'rith zur Abwehr von Verleumdungen, die unter der Leitung von Dr. Joseph Lichten und Rabbi Arthur Gilbert steht. In einem Schreiben an ein katholisches College vom März 1964 äußert auch Dr. Lichten sich mit großer Anerkennung über den Geist von Papst Johannes.

«Die vom gegenwärtigen Papst geschaffene Atmosphäre hat, zusammen mit seiner Politik des Aggiornamento der Kirche, viel für einen Wandel, ja geradezu für eine Wende in der Jahrhunderte alten Feindschaft zwischen den Katholiken – das heißt ich müßte sagen: den Christen – und den Nicht-Christen getan. Sein persönlicher Geist brüderlicher Aufgeschlossenheit denen gegenüber, die nicht seiner eigenen katholischen Religionsfamilie angehören, hat bei den Juden einen entsprechenden Optimismus geweckt, wie er in den zweitausend Jahren gemeinsamer Geschichte – ich möchte sagen – nicht seinesgleichen erlebt hat.»

Dr. Lichten ging dann «auf das tiefe (Interesse der Juden) an den Konzilsberatungen» über die lange Geschichte ihrer Leiden und Schmerzen ein: «Ein großer Teil der Wirkung des Konzilsschemas über das Verhältnis zwischen Katholiken und Juden, geht darauf zurück, daß keiner von uns fähig ist, die jüngste, weltweite Katastrophe zu vergessen, die 6 Millionen unschuldiger jüdischer Opfer den Tod brachte. Einen Antisemitismus hat es jahrhundertlang gegeben, das läßt sich nicht leugnen, aber die ‚Endlösung‘, der teuflische Plan der Nazis, das Volk Israel als Ganzes auszurotten, hat seine Ursprünge in diesem Jahrhundert.»²

Zwei Monate vorher hatte Rabbi Gilbert die Haltung des Zweiten Vatikanischen Konzils mit der des Ersten verglichen, das sich seinerzeit mit dem Plan getragen hatte, die Juden zur Bekehrung aufzufordern. Die Juden, so erklärte er, würden eine solche Aufforderung «übel genommen und zurückgewiesen haben». Doch dann rief er, zum Zweiten Vatikanum übergehend: «Hier wird nicht mehr von oben herab über die Juden gesprochen; hier begegnen wir nicht mehr dem stereotypen Bild des Juden... Die ‚Experten‘, die heute in dem kirchlichen Sekretariat arbeiten, das sich mit diesem Fragenkomplex befaßt, (handeln nicht) in einer herablassenden Form. Sie sind sich der Verantwortung für unsere Interessen bewußt und sprechen für uns...»

Das (ist) der Ruhmestitel (des Konzils-) Schemas. Obwohl die katholischen Christen an ihrer Überzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens festhalten und ihren Traum von einer Vereinigung aller in ihrer Kirche nicht aufgeben, erklären sie dennoch: Wir sind dafür verantwortlich, daß eine gegenseitige Hochschätzung und ein Verständnis füreinander durch Diskussion und Studium, durch ein Wissen darum, wer Ihr seid, und den Versuch zu verstehen, was Ihr glaubt, zustande kommt. Es

kommt hierbei nicht auf die Unterschiede an, die zwischen uns bestehen; wir haben die Pflicht, jede Handlung zu verurteilen, die Euch unrecht tut und verletzt... Wenn ich das alles höre, dann – so scheint mir – können wir alle in der jüdischen Gemeinde nur sagen: ‚Möge der Herr es so geschehen lassen.‘»³

Bestürzung und Kritik

Obwohl kein Jude für die gesamte jüdische Gemeinde Amerikas sprechen kann und noch weniger für das gesamte Weltjudentum, verrieten die drei eben zitierten Reaktionen auf das Konzilsschema von 1964 eine in weiten Kreisen herrschende Zustimmung. Als dann aber die endgültige Fassung der Erklärung bekannt wurde, wandelten sich die Reaktionen. Die Begeisterung wich einer weit verbreiteten Bestürzung und das Lob der Kritik. Die oft sehr feindseligen Kritiken entzündeten sich an den Änderungen der abschließenden Formulierung des Dokumentes, das heißt häufig nicht einmal an diesen Abänderungen selbst, sondern an dem, wozu die Presse sie hochspielt und vergrößert hatte. Aus dieser Atmosphäre konnte man häufig die summarische Feststellung hören: «Zu gering, zu spät.» Ein Mitarbeiter der Jerusalem Post vertrat den Standpunkt, die Stellungnahme des Konzils sei «1500 Jahre – oder doch zumindest 25 Jahre – zu spät gekommen».⁴ Derart ärgerliche Reaktionen sind erschreckend; man fürchtet für und sympathisiert mit den davon Betroffenen.

In einem Leitartikel der Cleveland Jewish News ist zu lesen: «Die Erklärung des Konzils sagt nicht mehr – wie es noch in dem Schema vom vergangenen Jahre hieß –, daß das jüdische Volk niemals als ein verworfenes, fluchbeladenes oder des Gottesmordes schuldiges Volk hingestellt werden darf. (D. h. um der Genauigkeit willen muß gesagt sein, daß in der abschließenden Fassung nur die Worte «des Gottesmordes schuldig» gestrichen sind). – Brauchen die antisemitischen Kräfte noch mehr als diese weit bekannt gewordene Streichung, um sich in ihrem Antisemitismus bestätigt zu fühlen, – um bei der Ansicht zu bleiben, ja sie noch nachdrücklicher zu vertreten, gegen das jüdische Volk könne der Vorwurf des Gottesmordes im strengsten Sinne des Wortes erhoben werden?»⁵

Man kann diese Streichung bedauern – und ich bedaure sie aufs lebhafteste – und doch Verständnis dafür aufbringen, weshalb manche sie für notwendig hielten. Man kann über die Streichung schmerzlich betroffen sein und doch den Leitartikler fragen,

ob er allen Ernstes glaubt, ein unentwegter, verbissener Antisemit brauche für seine Geistesverirrung eine Bestätigung? Wessen Fehler war es – nebenbei gesagt –, daß diese Streichung in der Öffentlichkeit so weit verbreitet und – was noch schlimmer ist – vielfach so falsch interpretiert worden ist?

Die Atmosphäre war so spannungsgeladen, daß selbst Rabbi Abraham Joshua Heschel – der in weiten Kreisen den Ruf eines Weisen genießt – erklären konnte: «Den dämonischen, verleumderischen Vorwurf des Gottesmordes, den Anlaß für so viel Mord und Gewalttat, nicht klar verurteilen, heißt Auschwitz verzeihen, den Gott Abrahams verhöhnern und Satan alle Ehre erweisen.»⁶ Diese Anschuldigung ist derart abenteuerlich, daß Schweigen die beste Antwort darauf ist.

Immer wieder richtet sich die jüdische Kritik darauf, daß das Konzil Jahre dafür gebraucht hat, eine Erklärung herauszubringen, der schließlich alle Wärme genommen war; sie beanstandet, daß die Diskussion über die Erklärung derart lange Zeit beansprucht hatte, daß eine Fassung auf die andere folgte, – was alles sie als Beweis dafür ansah, daß die Kirche nicht wirklich meinte, was sie sagte; daß die Erklärung nicht von Herzen komme.⁷ Nicht einmal ist diesen übereilten Kritikern der Gedanke gekommen, daß ein Dokument, das weitreichende Konsequenzen mit sich bringt, eine eingehende Diskussion erfordert. Daß die Verfechter dieser Erklärung unermüdlich und immer wieder gegen eine lautstarke Minorität ihre Argumente ins Feld führten, verrät die Tiefe und Ernsthaftigkeit des Anliegens, nicht dagegen einen Mangel an Interesse.

Ein Fall von Gift und Galle

Eine der übelsten Reaktionen war die von Rabbi Eisendrath. In seiner Botschaft, die er als Präsident an die Generalversammlung der Union of American Hebrew Congregations richtete, gab er seiner Enttäuschung darüber Ausdruck, daß das endgültige Konzilsdokument «ganz wesentlich verwässert» sei. Bereitwillig machte er sich die heftigen Anschuldigungen von The Christian Century I zu eigen, die bereits in Concilium 4 (1967) 339, zitiert wurden und in denen die Herausgeber das Konzil einer «ungeheuerlichen Arroganz», eines «Verbrechens gegen die Juden» und «einer Sünde gegen Gott» beschuldigten, weil die Bischöfe für sich die «Machtvollkommenheit» in Anspruch genommen hätten, «den Juden ein Verbrechen zu

vergeben oder nicht zu vergeben, dessen sie nicht schuldig gewesen (seien)»!

Nirgendwo in der Konzilerklärung über die Juden wird behauptet oder impliziert, sie hätten nun «eine Absolution» erhalten. Dieser Begriff stammt von den Schlagzeilen der Presse. Und es ist nicht gut, wenn man zur Beurteilung der Konzilerklärung, anstatt von ihrem tatsächlichen Wortlaut von reißerischen Schlagzeilen ausgeht. Aber Rabbi Eisendrath ging noch weiter:

Aufgrund der Mängel, die er an dem Dokument entdeckte, hielt er sich für berechtigt, ein warnendes Wort an die Priester zu richten: «Zwar hoffen wir, daß selbst der aufgeweichte Text der Judenklärung noch ausreichen wird, um manchen Pfarrgeistlichen über die Sündhaftigkeit des Antisemitismus aufzuklären, denn Synagogen werden mit Hakenkreuzen beschmiert, jüdische Friedhöfe entweiht, in Europa, Südamerika, ja selbst in manchen Teil unseres Landes kommt es zu Diskriminierungen und sogar zu Verfolgungen,... doch müssen wir solche Leute dafür verantwortlich machen, die derart aufputschende Äußerungen tun, wie es Papst Paul VI. in seiner «Fasttagspredigt» (sic!) vom verflossenen 4. April getan hat, als er seine Zuhörer in den üblichen Karwochen-Fanatismus hineinpeitschte, indem er ihnen vor Augen führte, daß die ‚Juden bestimmt waren, den Messias zu empfangen, ihn aber nicht allein nicht anerkennen, sondern gegen ihn kämpfen, ihn verleumden und schließlich töten.‘»⁸

In diesem Sinne läßt sich Papst Pauls Predigt vom Passionssonntag kaum als aufputschend erklären, und ganz gewiß hat er ‚seine Zuhörer‘ nicht ‚in den üblichen Karwochen-Fanatismus hineingepeitscht‘. Ich scheue mich nicht, zu sagen, daß seine Worte nicht sehr glücklich gewählt waren. Doch kann auch er wie jeder andere für sich in Anspruch nehmen, daß man seine Worte nicht aus ihrem Zusammenhang herausreißt. Und der Zusammenhang wurde dadurch bestimmt, daß die Predigt sich an dieser Stelle vornehmlich gegen die vielen richtete, die sich heute Gott widersetzen. Seine Bezugnahme auf die Gegnerschaft des «jüdischen Volkes» Jesus gegenüber erfolgte allerdings in einer vorkonziliaren Formulierung, doch war sie nicht mehr als eine rhetorische Wendung, durch die er sich einen geeigneten Hintergrund für seine Klage über die negative Haltung so vieler moderner Menschen Christus gegenüber schaffen wollte.

Rabbi Eisendraths von höchster Erregung durchzitterte Worte stehen in einem auffallenden Gegen-

satz zu einer anderen Botschaft, – der vom 12. November 1963. In ihr hieß es, er «freue sich über die zielbewußten Bemühungen der katholischen Kirche,... den ökumenischen Charakter des Christentums zu fördern... Der Geist stutzt, und das Herz wird warm bei der Aussicht auf ein Konzilsdokument, das nicht nur zu einer Verurteilung des Antisemitismus sondern auch zu einem positiven christlichen Vorstoß gegen ihn führt», und auf die ungeheuren Auswirkungen eines solchen Vorstoßes auf das jüdische Leben überall in der Welt.

Nachdem er so das Wirken der Kirche gelobt hatte, ging er dazu über, einige unbequeme Fragen an seine eigene Gemeinde zu richten, aus der Überzeugung heraus, daß ein besseres Verständnis zwischen den Religionen auf gegenseitigen Bemühungen beruhen muß. «Wie steht es um unsere jüdische Haltung dem Christentum und speziell Jesus gegenüber? Müssen wir unnachgiebig bleiben... in unserer Weigerung, unsere eigenen Standpunkte..., unsere eigenen Interpretationen der Bedeutung des Lebens Jesu, des Juden, zu überprüfen? Haben wir – amtlich und außeramtlich – unsere eigenen Bücher überprüft, um zu einer Neuorientierung unserer häufig von Mißgunst verzerrten Auffassung über den zu gelangen, in dessen Namen das Christentum begründet wurde?» Ja, seine Fragen wurden noch unangenehmer: «Wie lange wollen wir noch mit großem Aufwand die Behauptung aufrecht erhalten, Jesus habe im wesentlichen nur alles das wiederholt, was vorher von seinen jüdischen Vorfahren gesagt worden sei? Wie weit können wir zugeben, daß er einen segensreichen Einfluß ausgeübt hat, – nicht allein auf die Heidenwelt, sondern auch auf die Juden seiner Zeit, und daß erst die, welche später seinen Namen mißbrauchten, seine Lehre profaniert haben?»⁹

Rabbi Eisendraths Vorstöße fanden ein weites Echo und einen fast ebenso weiten Widerspruch. Er mußte – sagen wir es in seinen eigenen Worten – «eine wütende Attacke von einem der führenden Leute» des Reform-Judentums über sich ergehen lassen. Obwohl diese Attacke unerwartet kam, bedeutete sie für ihn doch nichts vollkommen Neues, denn schon viel früher, im Jahre 1934, war Rabbi Eisendrath, weil er einen ganz ähnlichen Standpunkt vertreten hatte, «in der kräftigen und ausdrucksvollen Sprache der Jiddischen Presse (Yiddish press)... als Mamzer (Bastard) und Mas-hummed (Abtrünniger) beschimpft worden.» Im Jahre 1963 war sein Aufruf zu einer vorurteilslosen Beurteilung der «erhabenen und dabei so

einfach dargelegten prophetischen und rabbinischen Lehren» Jesu «mit einer fast vollständigen entrüsteten Ablehnung»¹⁰ begrüßt worden. Verständlicherweise war der Rabbi tief verletzt durch die bitteren Fehldeutungen seiner Absicht, und es sieht fast aus, als wären seine Angriffe auf das Konzil ein unbewußtes Bemühen, seine verletzte Ehre wieder herzustellen und bei seinen Kollegen und Glaubensgenossen ganz allgemein wieder zu Ansehen zu gelangen. Stimmt diese Vermutung, so muß man die Frage stellen, ob selbst ein so berechtigter Wunsch, wie der, verstanden zu werden, um den Preis einer ungerechtfertigten Beschuldigung und damit einer Gefährdung des zwar noch nicht erreichten, aber immerhin schon in recht glücklicher Weise angestrebten brüderlichen Verhältnisses zwischen Christen und Juden – ein Ziel, das, glaube ich, auch Rabbi Eisendrath teuer ist – seine Erfüllung suchen darf.

Weitere Bitterkeit

Unter vielen anderen scharfen Angriffen sei noch ein Leitartikel von The Reconstructionist genannt. Sein Verfasser war betroffen darüber, daß in der endgültigen Fassung der Judenerklärung der «Vorwurf des Gottesmordes» nicht ausdrücklich zurückgewiesen war (er betrachtete diesen Begriff fälschlich als den Begriff, mit dem die Kirche traditionell den Vorgang der Verurteilung und Hinrichtung Jesu bezeichnet); aber auch weil die Erklärung den Haß nur «bedauerte (deplored)» (wobei er dieses Wort nur im Sinne des englischen Sprachgebrauchs verstand, in dem es tatsächlich ein mehr oder weniger konventionelles Bedauern ausdrückt, und nicht in seiner lateinischen Bedeutung als lautes, heftiges Beklagen). So schreibt er: «Man fragt sich im Lichte dieser Feststellung, ob es der Kirche jemals gelingen wird, sich zu reformieren, ohne daß sie sich mit den grausamen, ja barbarischen Seiten ihrer eigenen Literaturgeschichte auseinandersetzt; ohne daß sie an ihre eigene Vergangenheit denkt, ihre eigenen Sünden vor den Augen und Ohren aller Welt bekennt und verurteilt.»¹¹

Ein weiteres Zeugnis bitterer Enttäuschung ist «ein offener Brief an den Papst» von Rabbi Julius J. Nodel von St. Louis anläßlich des Besuches des Papstes bei den Vereinten Nationen. Weil er – als Gast der Vereinten Nationen – keine führenden Persönlichkeiten aus anderen Religionsgemeinschaften eingeladen hat, um mit ihnen zusammen

für die Sache des Friedens einzutreten, machte er dem Papst den Vorwurf, er wolle «die Größe seiner eigenen Kirche demonstrieren». Immer und immer wieder brachte er Papst Pauls VI. Auftreten vor den Vereinten Nationen in recht geringschätziger Weise mit dem Konzil in Verbindung. Es sei hier nur eine Stelle zitiert: «Das Vatikanische Konzil hat verschiedene ausweichende Lehrformulierungen gefunden, doch in allen bleiben die Juden die Gottesmörder. Sie machen nun den Versuch, die neue Errungenschaft Ihrer Toleranz vor aller Welt zur Schau zu stellen, indem Sie sich angelegentlich bemühen, das jüdische Verbrechen in den Hintergrund des längst Vergangenen zu schieben. Sie kommen sich großmütig und diplomatisch vor, doch wir Juden fühlen uns wie Unschuldige, denen man ein Verbrechen vergibt, das sie nie begangen haben. Wir sind von einer solchen christlichen Vergebung alles andere als erbaut und lehnen sie rundweg ab. Viel lieber sähen wir, wenn das Christentum sich selbst reinigen würde. Ich spreche damit keineswegs gegen das Christentum, sondern vielmehr in seinem Sinne».¹²

Der Höhepunkt der Verbitterung ist ein weiterer Brief, der an verschiedene Rabbiner gerichtet ist. Sein Verfasser, Dr. Dagobert Runes, ist ein Privatmann, der auch nicht die kleinste Fraktion, die unbedeutendste Gruppe des amerikanischen Judentums vertritt. Hier einige charakteristische Zitate aus seinem Schreiben: «Während die Ökumeniker uns das Trojanische Pferd ihrer großmütigen Homilien über die jüdisch-christliche Einheit beschert haben, die in nicht informierten Kreisen den Eindruck entstehen lassen, daß solche Dialoge in den Schulen und vor öffentlichen Foren dem ‚Mißverständnis‘ zwischen den beiden großen Religionen ein Ende machen, hat sich die katholische Kirche geweigert, in ihrem Neuen Testament, einer wahren Quelle des Judenhasses, auch nur die geringste Änderung vorzunehmen... Dieses Neue Testament enthält 102 grundlegende Bezugnahmen auf das hebräische Volk, und jede einzelne ist bössartig antisemitisch... So sieht die Religion aus, die jeder Katholik – und natürlich auch jeder Protestant – als Junge und Mädchen in sich aufnimmt, wenn er das Neue Testament zu lesen bekommt... Mögen (die Christen) ihre Bibel als Buch der Liebe betrachten, – für uns Juden ist sie ein Buch des Hasses...

Wir wollen keine weiteren Lehren von den christlichen Kirchen. Das einzige was wir von ihnen wollen ist, daß sie aus ihren Schriften die eindeutig

antisemitischen Äußerungen über das Volk Israel herausnehmen und aufhören, ihre Kinder zu lehren, daß wir eine Teufelsbrut sind.»¹³

In meinem ersten Artikel über die Judenerklärung, der in dieser Zeitschrift erschienen ist (Heft 4 1967, 334–343), habe ich mich mit dem Vorwurf auseinandergesetzt, das Neue Testament sei antisemitisch und damit verantwortlich für alle Leiden der Juden. Daher brauche ich an dieser Stelle nicht auf die Angriffe des Autors einzugehen. Doch ich bin meinen Lesern die Information schuldig, daß Dr. Runes es nicht dabei belassen hat. Er hat eine eigene Ausgabe des Johannesevangeliums veröffentlicht, in der alle angeblich antijüdischen Verse entfernt sind. Dr. Runes leidet von jeher nicht an Komplexen übertriebener Bescheidenheit, so konnte er auf den Schutzumschlag des Buches schreiben: «Herausgegeben in Übereinstimmung mit dem wahrhaft ökumenischen Geiste Papst Johannes XXIII., von Dr. Dagobert Runes. Die Botschaft Jesu ist hier dargeboten ohne Verfälschung durch Haß und Abneigung gegen das Volk des Erlösers.»

Erfreute Stimmen

Um nicht den Eindruck zu erwecken, als wären diese Ausbrüche der Erbitterung für die allgemeine jüdische Reaktion auf die Konzilsklärung typisch, möchte ich noch von zwei positiven Reaktionen berichten. Die erste kommt von Dr. Ernst Ludwig Ehrlich: «Trotz verschiedener anders lautender Behauptungen», heißt es darin, ... «bedeutet die Konzilsklärung ‚Über die jüdische Religion‘ einen theologischen Fortschritt. Dieser Fortschritt wird erst ganz deutlich, wenn man die Konzilsklärung mit der ‚Resolution über den Antisemitismus‘ des Ökumenischen Rates der Kirchen (New Delhi, 1961) vergleicht. Man muß dankbar anerkennen, daß auch die letztgenannte Äußerung entschieden gegen jeden Antisemitismus Stellung nimmt. Doch enthält sie andererseits einen eindeutig missionarischen Zug: Die Juden sind in ihr nicht als ‚getrennte Brüder‘ gesehen, vielmehr soll die Überwindung des Antisemitismus die Wege für eine Hinwendung der Juden zu Christus ebnen... Die Konzilsklärung hingegen weist in ganz entschiedener Form in die Zukunft, wo alle Menschen zu dem einen Herrn rufen, der zuerst Israel erschienen ist, – zu dem einen Herrn, dem am Ende alle Menschen Seite an Seite dienen werden. Das ist Israels Hoffnung, und die Kirche macht sie zu der

ihren. Damit haben Christen und Juden nicht allein das Fundament der biblischen Vergangenheit gemeinsam, sondern auch eine große Aufgabe, die beiden bestimmt ist: die Herrschaft des einen Gottes über alle Menschenkinder. Die Erklärung hebt diese gemeinsame Hoffnung stark hervor. Sie vermeidet jegliche Anspielung auf eine Bekehrung Israels, welche die Juden beleidigt und die Kluft zwischen ihnen und den Christen erneut vertieft hätte. Dabei hat es die Kirche dennoch nicht versäumt, das Zeugnis zu geben, das von ihr verlangt ist. Zusammen mit den Juden hofft sie, daß der Weg in die Zukunft glücklicher ist, als die Erfahrung der Christen und Juden miteinander in der Vergangenheit.»¹⁴

Die meisten Juden besitzen kaum eine Möglichkeit, ihre Meinung zum Ausdruck zu bringen. Ja sie vermeiden oft geradezu das Forum der Öffentlichkeit. Es mag daher recht instruktiv sein, wenn ich von einer Erfahrung berichte, die ich persönlich machen durfte. Zu Anfang dieses Jahres sprach ich vor einer stark in der Tradition verwurzelten jüdischen Gemeinde über den gemeinsamen Boden, auf dem Judentum und Christentum stehen, und über das Bild vom Judentum, das sich aus der Judenerklärung abhebt. Am anderen Tag schrieb mir der Rabbiner: «Wir sind Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, daß Sie uns auf manches hingewiesen haben, was eigentlich völlig einleuchtend ist und immer wieder gesagt werden sollte. Die Gemeinsamkeit des jüdischen und christlichen Erbes, die Sie in den Mittelpunkt gerückt haben, ist eine Tatsache, die von den Dächern verkündet werden sollte, so daß die Luft davon durchdrungen wird, die wir alle atmen, und es in Herz und Geist unseres Volkes Eingang findet, damit Friede, wahrer, echter Friede, hergestellt wird.»

Warum – warum – warum?

Und doch bleibt die Frage bestehen: Warum haben so viele Juden auf die Judenerklärung des Konzils derart gereizt und mit solcher Bitterkeit reagiert? – Soweit ich die Dinge sehe, gibt es mehrere Antworten. – Die erste: In der Vergangenheit hatten die Juden, das war für sie die Regel, ihre ganze Erbitterung über Ungerechtigkeit und Übergriffe, unter denen sie zu leiden hatten, für sich zu behalten, ja zu unterdrücken. Dadurch, daß das Konzil das Klima der christlich-jüdischen Beziehungen änderte, verfloren die lange aufgestauten Emotionen nicht, und in manchen Fällen kam es nun ganz

einfach zu Ausbrüchen des allzulange unterdrückten Ärgers. Dabei traten alle Arten von Beschwerden und Mißständen – gerechtfertigte wie ungerechtfertigte – zutage, Dinge, von denen die weitaus meisten Christen gar keine Ahnung hatten. Das mag zwar für den Augenblick bedauerlich sein, wird aber gewiß auf lange Sicht eine heilsame Wirkung haben. Die Befreiung der verletzten Gefühle, die Freiheit, dem Zorn und Groll von Jahrhunderten Luft machen zu können, wird sich am Ende als eine sehr notwendige Katharsis erweisen. Sind einmal Angst und Zorn verraucht, so werden Vertrauen und ein gesundes Selbstbewußtsein gestärkt. Dann aber kann eine wiedergefundene Gelassenheit sehr wohl eine Frucht der Erklärung sein.

Die zweite: Es mag aber auch hier und da eine übertriebene Selbsteinschätzung im Spiele sein, die das gerade Gegenteil ruhigen Selbstvertrauens ist und sehr leicht zu einer Selbstanbetung entartet. In einem völlig anderen Zusammenhang – bei dem Harvard-Colloquium über Judentum und Christentum, im Oktober 1966 – bemerkte Markus Barth «auf Seiten der jüdischen Gesprächspartner wiederholt Zeichen eines aufsteigenden Triumphalismus, der sich in drei verschiedenen Formen äußerte: 1. Das Christentum wurde als sinkendes Schiff bezeichnet, als Zwischenfall innerhalb der jüdischen Geschichte, kaum wert, daß man weiterhin Notiz davon nahm, geschweige denn mit ihm in ein Gespräch eintrat... 2. Die ungeheuerlichen Leiden und abgrundtiefen Schrecken von Auschwitz wurden angeführt als Beweis für die Überlegenheit des von den leidenden Juden abgelegten Zeugnisses... 3. Ein vorurteilsloses Studium des nachbiblischen Judentums... enthüllte, so sagt man, daß das Christentum keinen anderen und keinen besseren Weg der Rechtschaffenheit anzubieten hat, als den, welches das ‚feinfühliges‘ Judentum von jeher vertreten hatte... Der diese Haltung als ‚Triumphalismus‘ abstempelte, war nicht etwa einer der christlichen, sondern einer der jüdischen Sprecher.»¹⁵

Die dritte Antwort: Ein weiterer psychologischer Vorgang vermag weniger das Ressentiment, als die Unbefriedigung mancher jüdischer Sprecher zu erklären. Erst kürzlich schrieb Arthur Herzberg, ein bekannter amerikanischer Rabbiner, daß beim Erscheinen der Judenerklärung die Annahme herrschte, sie würde fast allgemein freudig begrüßt. Tatsächlich begrüßt die Mehrzahl der Juden und ihrer führenden Männer den Akt der Bischöfe auf dem Konzil. Um nun zu begreifen, weshalb

einige dies nicht tun, muß man sich folgendes vergegenwärtigen: Als die Juden vor 200 Jahren begannen, rechtlich und physisch das Ghetto zu verlassen, schleppten sie es jedoch als seelisches Faktum weiter mit sich. Sie fühlten sich immer noch als Bewohner einer heißumkämpften Festung. So sehr, daß das Empfinden, gegen einen Feind verbunden zu sein, der scheinbar letzte Faktor wurde, der die Juden – die gläubigen und die nicht mehr gläubigen – miteinander verband.

Nun aber ist das Ende des christlichen Antisemitismus vorauszusehen, und die jüdische Volkspersönlichkeit erscheint bedroht. So kommt, es daß zwar die amerikanischen Juden wie alle Juden einen massiven Antisemitismus verabscheuen, irgendetwie aber eine leichte antisemitische Strömung als etwas Gutes empfinden, weil sie dadurch zusammengehalten werden. Das neue Klima in dem Verhältnis zwischen Christen und Juden läßt die Frage aufkommen: «An was glauben die Juden in ihrer großen Mehrheit wirklich stark genug, damit der Wunsch und Wille in ihnen entsteht, ihre Gemeinschaft und ihre Tradition fortzusetzen?»

Rabbi Hertzberg faßt seine Anschauung darüber mit folgendem wunderbarem Gedankengang zusammen: Gottes Wege sind seltsam. Die Not der Juden hatte einen tiefen Einfluß auf das nun einsetzende Umdenken der katholischen Christen. Dieses Umdenken aber reißt innerhalb der jüdischen Gemeinschaft vielerlei neue Fragen auf oder läßt alte Fragen, die zeitweise beiseite geschoben waren, neu lebendig werden. «Ich bin Mystiker genug, um zu glauben, daß jeder von uns Werkzeug in Gottes Hand ist für die Erneuerung des anderen.»¹⁶

Ein Keim der Hoffnung

Eine der nicht zu unterschätzenden Früchte der Erklärung ist der lebhafteste Briefwechsel, der in der Pariser Zeitung *Le Monde* erschien. So als wären die Fernziele der Erklärung bereits erreicht, schreibt Michel Elyor-Friedmann aus Beersheba in Israel erfreut: «Ein großer Schritt vorwärts ist getan... Die Gebete der Katholiken sind von allen Ausdrücken gereinigt, welche die Juden beleidigen.» Dann fährt er fort: «Ist es nicht an der Zeit, daß die Juden, angeregt von dem katholischen Beispiel, ihrerseits prüfen und in aller Sorgfalt und Objektivität nachschauen, wie es um ihre eigenen Gebetstexte bestellt ist?» Und er zitiert unter einer Reihe anderer Stellen den Vers aus der Passah-

Haggade, wo «Gott gebeten wird, über alle Völker, die ihn nicht kennen, seinen Zorn auszugießen und sie auszurotten». Die Welt wäre bald entvölkert gewesen, hätte Gott solche Bitten erhört, erklärt der Schreiber des Briefes und stellt dann die Frage, weshalb es so notwendig sei, gleich einen Bannfluch gegen die Völker zu schleudern, die den Gott der Bibel nicht anerkennen, und aus welchem Grund der Dienst für ihn wohl ihre Verfluchung und Bestrafung erforderte. Sind sie wirklich so verdammenswert, daß man den Zorn des Himmels auf sie herabrufen müßte, weil sie eines Glaubens sind, der nicht der unsere ist? «Es wäre gut» – fügt er nachdenklich hinzu, «wenn ein Konzil zusammenträte – diesmal ein jüdisches –, um alle Saat des Hasses auszurotten... Denn das Gift des Hasses wird von einer Generation der anderen schon in frühester Kindheit weitergegeben... Ein Strahl allumfassender Liebe aber würde, begänne er in frühester Kindheit, als Katalysator unter den Völkern, unter allen Völkern, wirken.»¹⁷

In ihrer Antwort vom 13. Januar 1966 bringt Frau Eliane Amado Lévy-Valensi ihre Bedenken Elyor-Friedmanns Brief gegenüber zum Ausdruck. Sie befürchte, erklärte sie, seine Tendenz, eine symmetrisch gleiche Situation zu konstruieren, habe das bedeutend tiefere Anliegen der echten Gegenseitigkeit verfälscht. Sie formuliert diesen Gedanken dann in folgenden Punkten:» (a) Man kann unmöglich den Angstschrei des Verfolgten mit der dogmatischen Verurteilung der Opfer von seiten des Verfolgers vergleichen. Israel hatte immer den symbolischen Kampf Davids gegen Goliath zu bestehen...

(b) Zweifellos kann man bestimmte Texte ausmerzen; doch kann man auch Psalmverse, Sprüche der Propheten – das gemeinsame Erbe der jüdischen und christlichen Gemeinde –, die vom einen wie vom anderen gesungen und gebetet werden, streichen? Die Verse, auf die Herr Elyor-Friedmann anspielt, sind unter anderem die: ‚Gieße aus deinen Zorn über die Nationen, die dich nicht anerkennen‘ (Ps 78 [79], 6). ‚Gieße aus deinen Zorn über sie; lasse die Gewalt deines Grolles sie einholen‘ (Ps 68 [69], 25).

(c) Es genügt nicht, diese Rufe als solche zu kennen; man muß auch auf ihren Zusammenhang und ihre Begründung sehen. Diese ist gegeben in Psalm 78 [79], 7: ‚Denn sie verschlingen Jakob und machen wüst seine Wohnungen.‘ Was der Vernichtung überantwortet wird, ist die Glaubenslosigkeit, die Mordtat, die einzige Tat, die Gott

leugnet durch ihren Angriff auf den Menschen. Im übrigen aber lassen sich diese Texte auch nicht so verstehen, als spräche das Judentum als solches durch sie, etwa wie durch ein Dogma; man kann sie nur verstehen, wenn man sie als existentielle Ausbrüche eines wirklichen Menschen nimmt.»

Nachdem sie eine eindrucksvolle, wenn auch bisweilen etwas willkürlich konstruierte Verwandtschaft, oder gar Identität Jesu und Israels durch die Geschichte hindurch aufgezeigt hat, stellt Frau Lévy-Valensi fest, daß diese Schreie scheinbaren Hasses in Wirklichkeit Schmerzensschreie und nicht zuletzt Bekenntnisse des Glaubens waren: «Wenn der Feind mich umzingelt, werde ich ihn in Stücke reißen, mit der Hilfe des Herrn.» Es sind Ausdrücke einer hartnäckigen Hoffnung in einem ungleichen Kampf gegen Übel und Tod, wie ihn jedermann kämpft, doch in einer besonderen und exemplarischen Weise Israel und Jesus, den Pastor Jean Lacocque, den zentralen Juden (the central Jew)⁴ nennt.

Obwohl man diese Stellen nicht zu beseitigen braucht, fährt Frau Lévy-Valensi fort, sollte man sie doch gewiß von jedem Haß reinigen. Man muß sie als Momente eines schmerzlichen Kampfes, als Marksteine und Stadien einer historischen Erinnerung betrachten, deren Aufgabe es ist, in der wirklichen Begegnung mit den Gehaßten Liebe zu erzeugen. In diesem Geist berichtet sie von einem erschütternden Erlebnis: «Einer meiner Freunde, der von Auschwitz zurückgekehrt war, hörte einem alten, sterbenden Juden zu. In seinen Gebeten entdeckte der alte Mann ganz spontan die Worte Jesu, die er nicht gekannt hatte: ‚Vergib ihnen, Herr, sie wissen nicht, was sie tun.‘¹⁸»

¹ New York Herald-Tribune (14. 10. 1962).

² Aus einem Vortrag, abgedruckt von The Catholic Messenger (2. 4. 1964).

³ The Reconstructionist (10. 1. 1964) 8–9.

⁴ Jerusalem Post Weekly (10. 12. 1965).

⁵ The Cleveland Jewish News (22. 10. 1967).

⁶ Jewish Chronicle (8. 10. 1965).

⁷ Siehe z. B. Rabbi Dr. Naphtali Carlebach in Aufbau (5. 11. 1965).

⁸ «The State of Our Union», 48. Generalversammlung des Verbandes Hebräischer Gemeinden Amerikas, San Francisco, Kalifornien (14. 11. 1965).

⁹ Botschaft des Präsidenten, Verband Hebräischer Gemeinden Amerikas (16. 11. 1963).

¹⁰ «The Case for Jesus' Rehabilitation»: The Jewish World (Dezember 1964) 24–27.

¹¹ The Reconstructionist (Oktober 1965) 3.

¹² Zitiert nach einer von privater Seite in Umlauf gesetzten Abschrift des Briefes, 3 und 6.

¹³ Nach einem von privater Seite in Umlauf gesetzten Brief, 2–3, ein Brief, der nur die Gefühle des im Druck erschienenen Aufsatzes

des Verfassers: «Die Juden und das Kreuz», erneut zum Ausdruck bringt. Nach Abschluß dieses Berichtes erfahre ich, daß auf einem kürzlich veranstalteten Treffen jüdischer, protestantischer und katholischer Gelehrter in Boston der ausgezeichnete Herausgeber der Zeitschrift *Judaism*, Rabbi Steven S. Schwarzchild, bemerkt habe, die Berufung von Bischof Carli auf einen hohen vatikanischen Posten beweise erneut die Unehrllichkeit der Katholiken und der Konzilsklärung. Die Quelle dieses Gerüchtes ist zweifellos der Brief von Dr. Runes, der behauptet, daß «Paul VI, ... Bischof Luigi Carli, einen bekannten antisemitischen Essayisten, in die Leitung der Kurie berufen habe, in deren Hände die Bearbeitung der ‚Judenfrage‘ gelegt worden sei.» Ich bin weiter nicht über die Verdrehung der Tatsachen erstaunt, – sie ist nicht die einzige in diesem Brief. Doch war ich offenbar schlecht unterrichtet, als ich Dr. Runes als Privatmann bezeichnete. Die bereitwillige Anerkennung dieses Briefes durch einen Mann vom Formate Dr. Schwarzchilds zeigt, daß weitere jüdische Kreise hinter Dr. Runes stehen, denen daran gelegen ist, das beginnende bessere Klima zwischen Juden und Christen wieder zu verschlechtern.

¹⁴ Aus einem Vortrag: «Die Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils für uns Juden.» Dieser Vortrag ist in einer Reihe abgedruckt, die den Titel trägt: Was bedeutet das Zweite Vatikanische Konzil für uns? (Basel 1966) 209–215.

¹⁵ Aus einem Leitartikel «Dialog ist nicht genug»: *Journal of Ecumenical Studies* 4 (Winter 1967) 116. Der geringe Raum, der mir hier zur Verfügung steht, zwingt mich, mich auf so kurze Auszüge zu beschränken. Ich möchte hoffen, die Leser vom Concilium nehmen den ganzen Leitartikel zur Hand.

¹⁶ *The National Catholic Reporter* (12.4. 1967).

¹⁷ *Le Monde* (28.12. 1966).

¹⁸ *Le Monde* (19.1. 1967).

Übersetzt von Karlhermann Bergner

JOHANNES OESTERREICHER

Geboren am 2. Februar 1904 in Österreich, 1927 zum Priester geweiht. Er studierte in Wien Medizin, in Wien und Graz Theologie, ist Lizentiat und Doktor honoris causa der Theologie, ist Direktor des Institutes für jüdisch-christliche Studien an der Seton Hall University (Newark). Er publizierte 1963: *The Israel of God*.